

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin

Herausgeber: Verein Saiten

Band: 25 (2018)

Heft: 283

Artikel: "Wir wollen uns nicht auf einzelne Räume fixieren"

Autor: Riedener, Corinne / Surber, Peter / Affolter, Barbara

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884264>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Wir wollen uns nicht auf einzelne Räume fixieren»

Die Stadt St.Gallen gibt sich 2020 ein neues Kulturkonzept, es entsteht in Zusammenarbeit mit der Kulturszene. Barbara Affolter und Kristin Schmidt, die Co-Leiterinnen der städtischen Kulturförderung, im Gespräch über partizipative Prozesse, kulturelle Utopien und Teilhabe, Fördertransparenz, politische Entscheide, wertvolle Aussenblicke und die heimische Vielfalt.

Interview: Corinne Riedener und Peter Surber

Saiten: Warum braucht die Stadt ein neues Kulturkonzept?

Kristin Schmidt: Das alte ist zehnjährig, und man sieht mittlerweile deutlich, was es leisten kann und was nicht. Es stehen viele gute Dinge drin, von denen einige aber bisher nie wirklich umgesetzt worden sind.

Zum Beispiel?

KS: Das Thema Räume ist sehr präsent. Diesbezüglich hat sich in den letzten zehn Jahren nicht sehr viel verändert. Es gibt zwar Massnahmen, die im jetzigen Konzept beschrieben sind, aber keinen Plan zur Umsetzung, keine Verbindlichkeit. Man hat keine Handhabe. Darum braucht es jetzt ein Kulturkonzept, das mehr Verbindlichkeit ausstrahlt.

Barbara Affolter: Das Kulturleben entwickelt sich weiter, die Ansprüche und Bedürfnisse verändern sich wie auch die Vision und die Ziele der Stadt selber. Es gibt neue Themen in der Kultur, auch national gesetzte, beispielsweise die kulturelle Teilhabe aller inklusive Soziokultur oder Kulturvermittlung – dazu äussert sich das bisherige Kulturkonzept nicht. Und natürlich ist die Partizipation heutzutage wichtig: Das alte Konzept wurde gemeinsam mit wenigen Fachleuten entwickelt, das neue wird viel offener erarbeitet, unter anderem mit Forumsveranstaltungen, so dass sich alle Kulturschaffenden, die es ja im Endeffekt am meisten betrifft, äussern können.

Was hat sich bewährt am alten Konzept?

KS: Es versucht ganz grundsätzlich, den Begriff «Kultur» zu fassen und einzelne Massnahmenfelder zu definieren: das Thema Räume, die Situation der freien Szene, die verschiedenen Sparten und Institutionen. Diese Beschreibungen passen nach wie vor.

BA: Es ist unter anderem eine dazumal aktuelle Auslegerordnung: Die Kulturszene wird in ihrer Gesamtheit und Vielfalt sichtbar gemacht. Sicherlich wird einiges vom alten Konzept übernommen, aber es gibt auch neue Ansätze. Was bleibt und was sich ändern wird, ist im Moment schwer zu sagen, das wird dann am 3. Dezember konkreter, wenn die zweite Forumsveranstaltung stattfindet. Am ersten Forum wurden zahlreiche Themen angesprochen, aber wie man mit diesen umgeht, ist Teil des weiteren Partizipationsprozesses. Wir wollen da nicht vorgreifen.

Kultur braucht Räume – und da kommt immer wieder die Lokremise zur Sprache: Die freie Szene kritisiert, dass Miete und Technik zu teuer seien und es keine Möglichkeiten zum Proben oder für Gastspiele gibt. Wird sich das ändern?

BA: Die Lokremise als Raum für die freie Szene ist oft ein Thema, aber zum einen sind dafür der Kanton und die Stiftung zuständig, und zum andern wollen wir uns

nicht auf einzelne Räume fixieren. In Kleingruppen wird am Forum diskutiert, welche Massnahmen letztlich seitens der Kulturszene als notwendig erachtet werden. Es kann auch sein, dass statt bestehender Lokalitäten ein anderer, eigener Raum gefordert wird. Und wir müssen anschliessend schauen, was möglich ist – auch von der Politik aus.

Ihr erwartet viel von den Kulturschaffenden.

KS: Sie verlangen ja auch etwas! Natürlich sind sie gefordert, sich einzubringen, aber das ist ja genau ihre Chance – und auch das Schöne am partizipativen Prozess.

BA: Von den 160 Personen, die am ersten Forum im August teilnahmen, wurden viele allgemeine Themen formuliert, daneben aber auch Partikularinteressen. Das kann durchaus auf einzelne Massnahmenideen hinauslaufen, die vielleicht im Moment utopisch erscheinen. Nichtsdestotrotz sollte man diese Utopien einmal öffentlich hören und wissen, dass es sie gibt. Und vielleicht tun sich ja am Ende Möglichkeiten auf. Dabei wird es sicher auch Einzelne geben, die sich ungehört fühlen, aber auch das ist unvermeidlich bei solchen Prozessen.

Wenn jemand – analog zur Reithallen-Abstimmung 2014 – eine Halle für Veranstaltungen ab 500 Personen fordern würde: Wäre das für euch utopisch oder würdet ihr sagen, das muss man weiterverfolgen?

KS: «Weiterverfolgen» klingt immer gut. Wir würden nie sagen: Das könnt ihr von Anfang an vergessen. Wir setzen uns auch nicht hin nach dem Forum und entscheiden, was geht und was nicht, sondern spiegeln die geforderten Massnahmen in der Fach- und Steuergruppe bezüglich ihrer Machbarkeit.

BA: Wenn die Mehrheit sagen würde, dass St.Gallen eine Konzertstadt werden soll und das auch politisch gewünscht wäre, würden wir diese Idee selbstverständlich weiterverfolgen und abklären, ob es ein bestehendes Gebäude sein soll oder ein anderes, vielleicht sogar ein neues.

Günstige Ateliers seien Mangelware in der Stadt: Das ist ein weiterer Kritikpunkt. Zurecht?

KS: Dringlicher scheint die Frage, ob ein Auslandatelier in der heutigen Form noch zeitgemäß ist, oder ob neue Arten von Ateliers tauglicher sind. Ateliers sind ja nur eine Form der Förderung. Die Förderinstrumente im Allgemeinen sind ein grosses Thema, und das gilt übrigens für alle Schweizer Städte, St.Gallen ist da keine Ausnahme.

Nach dem ersten Forum: Was ist aus eurer Sicht das dringlichste Anliegen? Wo sind die Lücken im Kulturangebot am grössten?

KS: Es ist ja nicht nur kritisiert worden, beispielsweise wurde die Vielfalt in St.Gallen sehr oft gelobt. Und es ging und geht auch nicht immer nur ums Geld. Das Bild ist sehr vielfältig, es gibt nach unserem Gefühl nicht nur eine einzelne Thematik, die den Kulturschaffenden unter den Nägeln brennt. Ein großes Thema waren die starren Förderformen: Viele wünschen sich mehr Spielraum in der Kulturförderung.

BA: Was mich überrascht hat, war, dass sich einige Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Forum gar nicht unbedingt zugehörig fühlten zur St.Galler Kulturszene und sich sehr gefreut haben über unsere Einladung. Die Möglichkeit zur Vernetzung wurde sehr positiv wahrgenommen.

KS: ... auch dank der Zusammensetzung der Gesprächsrunden. Es war eben gerade nicht so, dass immer dieselben miteinander reden wie sonst so oft. Die Leute waren bunt durcheinander gewürfelt, da sass ein Chorsänger plötzlich neben einer Literatin – das wurde sehr geschätzt.

Trotzdem gab es aber auch Skepsis, was die Mitsprachemöglichkeiten betrifft. Denn jede neue Idee kostet...

BA: Vielleicht gibt es auch andere statt nur finanzielle Mittel und Wege. Man kann mit bestehenden Ressourcen etwas aufbauen – oder zusammenspannen. Am Forum sind sich viele Leute begegnet, die gar nichts von einander wussten und erst da gemerkt haben, dass die eine Person ja etwas anbietet, das die andere sucht. An diesem Abend hatten wir den Eindruck, dass dieser Austausch und die Vernetzung einem Bedürfnis entsprechen.

Vernetzung ermöglichen, Plattformen bieten etc. – was für Förderinstrumente, die nichts mit Geld zu tun haben, geistern sonst noch herum?

KS: Wir fördern ja jetzt schon nicht nur durch Geld. Es geht auch um Beratung, Information, Vernetzung – und mitunter auch um Präsenz und Rückmeldung. Das ist ebenfalls Teil der Kulturförderung, denn wir verstehen uns nicht als Stelle, die nur Geld verteilt. Auch innerhalb der Stadtverwaltung merken wir, dass ganz viel möglich ist, wenn wir mit den einzelnen Dienststellen gut zusammenarbeiten. Das können ganz kleine Sachen sein: die Schaukästen an der Zürcherstrasse zum Beispiel, die ewig leer standen und dank der Kooperation mit dem Liegenschaftenamt nun von einer Künstlerin bespielt werden.

BA: Oder die Umnutzung einer Telefonkabine durch eine Künstlerin: Eigentlich im Zuständigkeitsbereich der Direktion Planung und Bau, aber wir konnten Hand reichen und sie mit der zuständigen Person in Kontakt bringen. Wir können Türöffnerinnen und Brückenbauerinnen sein, aber die Kulturschaffenden müssen ihren Teil selber leisten und auch bei den Inhalten reden wir nicht rein.

Ist das auch ein Ziel des neuen Konzepts: die Zusammenarbeit mit den anderen Dienststellen verbindlich zu machen? Es gibt ja auch eine «Kultur an den Rändern», also Projekte, die mit Bildung und Sport, Integration oder Kindern zu tun haben.

BA: Ja, und darum haben wir für die Arbeit am Konzept die Fachgruppe ins Leben gerufen, in der sowohl Mitglieder der Stadtverwaltung aus unterschiedlichen Bereichen mitarbeiten als auch Kulturfachleute – alle, mit denen wir in den letzten vier Jahren in irgendeiner Form zu tun hatten. Unser Ziel ist es auch, die einzelnen Stel-

Kultur? Da isch öppis für Sie!

Ich glaube, viele Leute haben das Gefühl, dass Kunst und Kultur häufig ein bisschen nach gar nichts klingt. Oder auch ein bisschen nach zu viel. Irgendwo auf dem schmalen Grat zwischen einem leeren Theatersaal im dritten Stock eines heruntergekommenen Altbau, in dessen Hauseingang Teenager an Freitagen ihren billigen Trojka-Vodka trinken, und einer exklusiven Vernissage inklusive Wasserglas-Künstler*innen gespräch, bei dem immer wieder schlaue Wörter wie «transdisziplinär» und «soziokulturelle Ästhetik» fallen und alle verständnisvoll nicken, während sie das rote Quadrat an der Wand betrachten. So ein bisschen nach ganz oder gar nicht.

Und vielleicht, ja vielleicht lassen sich Menschen von dem Gedanken an diese Scheinextreme einschüchtern. «Das isch nüt für mi», sagen sie, dabei bemerken sie gar nicht, dass sie schon mittendrin sind. Teil des ganzen Kulturlebens. Schon längst umhüllt vom farbenfrohen Schleier des kulturellen Treibens in der Stadt, ohne Gefühl dafür, wie grau und kalt es ohne ihn wäre. Denn was vielleicht nach gar nichts, oder nach ein bisschen zu viel klingen mag, ist nichts von beidem, aber irgendwie fast alles. Das ganze Eigenleben einer Gesellschaft und was sie beschäftigt. Unser Gedankengut. Unsere Emotionen. Die Ereignisse, die daraus resultieren. Der Spiegel von dem, was uns bewegt. Was uns ausmacht. Und wenn das nicht sichtbar ist, dann fehlt es uns an Charakter. Eine charakterlose Stadt, eine charakterlose Gesellschaft, fade, eintönig, desinteressiert, unscheinbar.

Die Stadt muss pulsieren. Und die Region auch. Ohne Kultur pulsiert sie nicht, sie vegetiert dahin.

Nach Joseph Beuys sei jeder Mensch ein Künstler. Also schaffen wir Raum für unsere Kreativität und nutzen ihn. Oder beleben den schon vorhandenen Raum noch mehr. Also ab ins Palace. Ab ins Nextex. Ab ins Sitterwerk. Ab ans Jungkult-Festival. Hören Sie Poetry-Slam in der Grabenhalle. Ab ins Kunstmuseum Ittingen. Ab ins Kugl. Ab in die Kellerbühne. Ab ans Honky Tonk. Oder an einem verregneten Sonntag einfach mal ins Kinok huschen, um einen biografischen Film über eine längst vergessene Künstlerin anzusehen. Ab ins Theater. Ab ins Treppenhaus Rorschach. Im Schwarzen Engel ein Chlöschi trinken, während eine Newcomer-Band ihr Debüt-Konzert gibt. Ab in den Kunstkiosk. Oder in die Macelleria d'Arte. Ab an eine Lesung im Kult-Bau. Ab ins Eisenwerk. Ab an all die Orte, in denen das Leben ein bisschen lauter, ein bisschen bunter, ein bisschen interessanter ist.

Und auch wenn Sie noch von keinem dieser Orte und Anlässe gehört haben, aber dafür schon einmal lachend über Pipiotti Rists Roten Platz spaziert sind, dann sage ich: «Kultur? Da isch öppis für Sie!»

Miriam Schöb, 1998, ist Zeichnerin und Slam-Poetin. Sie studiert seit diesem Herbst Kunst und Vermittlung in Luzern.

Wie gross muss der Kuchen sein?

F. schreibt: «Bist du heut Abend in der Stadt?»

Ja bin ich.

Aber in welcher?

Städte verlieren ihre Namen, wenn man nah genug dran ist, jeder Ort ab einer gewissen Grösse wird zu «der Stadt», die lokale Kultur- oder Minigolf-Szene zu «dem Kuchen». Auch wenn es sehr viele verschiedene Kuchen gibt, die sich teilweise die Zutaten teilen, wissen alle Beteiligten, wenn ihrer gemeint ist. Gemeint ist immer der Ort, wo man sich auskennt, ob Dorf, Beiz, Galerie, Sportplatz oder Weltstadt.

Ich war lange woanders. Fast zu lange in Berlin und zu kurz in Istanbul. Beim Nachdenken fallen mir aber eher die Ähnlichkeiten auf, oder Unterschiede, die so offensichtlich sind, dass man nicht nach Berlin fahren muss, um sie zu erkennen.

Nachdem sich die erste Aufregung gelegt hat und man nicht mehr zu sich selbst sagt: «Wahnsinn, ich bin in...», ist man wieder einfach in «der Stadt», in «dem Ort», und das vor allem mit sich selbst. Dass dieser Ort Bedingungen hat, ist klar. Dass in Teufeln, wo ich aufgewachsen bin und jetzt wieder wohne, wenn ich aus dem Fenster auf den Säntis schaue, eine die Kunswelt verändernde Szene entsteht, ist sehr unwahrscheinlich. Und doch es gibt es das Zeughaus, in dem sehr gute Ausstellungen gemacht werden; die Mir Trading AG, ein russischer Energieriese mit dem Schwerpunkt Kohle hat in Teufeln ihren Hauptsitz, und 15 Meter über der Strasse liegt eine ayurvedische Praxis. Schräge Gegensätze auf engstem Raum. Es ist mein Blick, der die Umgebung interessant macht. Wenn ich manchmal im Winter mit schlechter Laune durch die ewig grauen Strassen von Berlin gelaufen bin, um wieder an irgendeine Eröffnung zu gehen, schien es mir, als hätte ich alles schon gesehen, und war vollständig gleichgültig.

Es gibt eine grosse vielschichtige Kunstszen in Berlin, in der immer einiges los war, trotzdem war mein Kuchen etwa gleich gross wie der hier und heute. Berlin war der Raum, der die naheliegenden und auch die unwahrscheinlichen Ereignisse meines Lebens enthielt und wo ich ein paar Leute kannte. Genau das ist hier und jetzt auch der Fall. Auch wenn Berlin mehr Unwahrscheinliches enthält, ist es auch da relativ selten.

Berlin ist einfach viel grösser als die Ostschweiz. Doch bin ich immer wieder überrascht, wie viel in St.Gallen passt, trotz oder wegen seiner Kleinheit, und wie wenig es eine Rolle spielt, ob mich im Palace oder Berghain die Musik glücklich macht. Etwas Ähnliches gilt für die Kunst, Gutes und Langweiliges gibt es hier wie da.

Worauf man aber hier achten muss, ist, dass die Grundlagen für das Bestehen einer lebendigen Kultur nicht von Effizienzgedanken zersetzt werden. Es braucht Zeit und Raum, damit etwas Neues und Überraschendes entstehen kann. Das waren auch die Hauptgründe, welche Kreative in den Nullerjahren nach Berlin lockten: die Freiräume und die Möglichkeit, mit wenig Geld zu leben, wodurch Zeit für Ineffizientes entsteht. In der Ostschweiz ist das nicht von sich aus gegeben, darum brauchen wir eine Kulturförderung, die Spalten in unserer geordneten Zone offen hält, in denen sich frei und ein bisschen chaotisch etwas entwickeln kann.

Wenn gute und finanziell tragbare Ausbildungsplätze vorhanden sind und man weiß, dass es Orte gibt, an denen man sich austoben kann, ist St.Gallen für mich so gut wie Berlin. Darum denke ich mir jetzt den Säntis vor meinem Fenster als Fernsehturm, der ja in Berlin auch im Osten steht, und die Schweiz als Megacity, mit viel grün, 8 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern und einer funktionierenden S-Bahn, die bis in mediterrane Zonen reicht.

Thomas Stüssi, 1978, ist freischaffender Künstler und Lehrgangsleiter der Fachklasse Bildende Kunst an der Schule für Gestaltung.

len für ihre Möglichkeiten, Kultur zu unterstützen, zu sensibilisieren.

Die 2014 veröffentlichte «Botschaft zu Förderung der Kultur in den Jahren 2016–2020» des Bundesrats fordert die kulturelle Teilhabe aller. Was heisst das für St.Gallen? Oder anders gefragt: Wie soll man umgehen mit dem Graben zwischen einem kulturnahen und einem kulturfernen Publikum?

BA: Teilhabe aller heisst nicht, dass man die weniger interessierten Gruppen gewaltsam an alle möglichen Kulturveranstaltungen zerren muss. Teilhabe heisst vor allem, dass jene, die passiv oder aktiv am kulturellen Leben teilnehmen wollen, den Zugang finden, oder aber, dass Menschen angeregt werden, sich überhaupt mit Kultur auseinanderzusetzen und sie mitgestalten. Das setzt voraus, dass sprachliche, körperliche, finanzielle oder gesellschaftliche Barrieren abgebaut werden.

KS: Nehmen wir die Kinder: Sie sind sehr offen und für gute kulturelle Angebote zu begeistern. Es gibt mittlerweile viele gute Initiativen, den Kindern einen leichten Zugang zu Kultur zu ermöglichen.

Kommen wir zum Geld: Wie viel pro Jahr steht für die freie Projektförderung in der Stadt zur Verfügung?

KS: Es gibt zwei Kredite: je 320'000 Franken für Veranstaltungen und für Projekte. Zu den Veranstaltungen gehören zum Beispiel Chorkonzerte, Ausstellungen oder Anlässe in der Grabenhalle; sie werden in der Regel mit Defizitgarantien unterstützt. Mit Projekten sind Bücher, Filme oder Tanzproduktionen gemeint.

Das heisst, es gibt 640'000 Franken pro Jahr fürs freie Kulturschaffen. Das ist wenig im Vergleich zu den Subventionen für Institutionen. Reicht das Geld aus den zwei Töpfen?

BA: Die Frage ist, was man alles fördern möchte und wie man was gewichtet. Soll man ein kulturelles Angebot, das seit Jahren gut läuft, weiter fördern oder spricht man das Geld irgendwann einem anderen, neuen Projekt zu?

KS: Die Forderung nach mehr Geld kommt ja fast immer und überall. Und natürlich könnte man immer noch mehr ausgeben. Aber was die Stadt unterstützt, muss klaren Qualitätskriterien genügen. Dazu gehören beispielsweise Innovationsgehalt, Relevanz, Resonanz, Glaubwürdigkeit, Professionalität und so weiter. Daneben gibt es Schwerpunkte, die die Stadt setzt und die mit dem neuen Kulturkonzept noch weiter geschärft werden sollen. Die vorhin angesprochene kulturelle Vielfalt ist einer davon und charakteristisch für St.Gallen. Wenn sich nun herausstellt, dass die Stadt gewisse Dinge noch ausbauen will, kann das durchaus auch finanzielle Konsequenzen haben.

BA: Wenn die Stadt weiß, wohin sie sich kulturell entwickeln will und was das konkret kostet, dann ist das nicht zuletzt ein politischer Entscheid: Was ist uns ein bestimmtes Angebot oder eine kulturelle Initiative wert?

Mehr Geld ist im Moment nicht in Sicht. Und das Angebot an Kulturveranstaltungen nimmt weiter zu. Drohen finanzielle Engpässe?

BA: Unser Kredit reicht momentan für das Bestehende. Mit neuen Initiativen wird das Kuchenstück für alle etwas kleiner. Auf der anderen Seite hiesse mehr Geld für Kulturveranstaltungen ja nicht zwangsläufig mehr Qualität.

KS: Ein Punkt, der uns beschäftigt, ist zum Beispiel der Umgang mit Veranstaltungen auswärtiger Gruppen oder Kompa-

nien. Wenn es das Budget erlaubt, gibt es auch Spielraum, Gastspiele zu unterstützen. Aber Vorrang haben die Kulturschaffenden, die hier tätig sind.

Im Buch *Kulturinfarkt*, das 2012 erschienen ist, kritisiert Pius Knüsel, dass zu viele Fördergelder in Institutionen fliessen statt in das künstlerische Schaffen. Müsste man mehr in Personen und weniger in Häuser investieren?

KS: Die Frage ist ja, was die Institutionen bieten und wie wichtig sie für das freie Kulturschaffen vor Ort sind. Ich bin überzeugt, sie sind sehr wichtig, denn was nützt es der Kulturszene, wenn sie im eigenen Saft schmort und keine Institutionen vorhanden sind, die den Fokus über die Region hinaus und international erweitern und auch Kulturschaffende von ausserhalb herholen? Es braucht diesen Aussenblick und das ständige Hinterfragen des eigenen Tuns. Ich kann die Kritik an den Institutionen schon verstehen, aber letztendlich institutionalisieren sich viele Dinge ja von selbst. Wir haben auch in St.Gallen Beispiele von Initiativen, die klein angefangen haben und mittlerweile auf einem internationalen Level angekommen sind. Diese sind wichtig für das Gesamtgefüge, und bloss weil sie mit den Jahren etwas erreicht haben, muss man sie jetzt nicht abschneiden. Das nützt niemandem.

BA: Eine grosse Institution wie zum Beispiel das Theater engagiert immer wieder Personen von ausserhalb, und im besten Fall bringen sie sich auch in der hiesigen Kulturszene mit ein. Diese Inputs sind sehr wertvoll.

KS: In der Tanzszene ist das gut zu sehen: Leute, die aus dem Ensemble ausscheiden, bleiben in der Stadt und arbeiten hier weiter. Oder manchmal stolpert man über ein Dossier einer Künstlerin, hat den Namen noch nie gehört, und dann stellt sich heraus, dass sie den Weg nach St.Gallen über die Kunstgiesserei gefunden hat. Ich finde das grossartig. Klar gibt es einen Gegensatz zwischen «freier» und «institutioneller» Kultur, aber das muss ja nichts Schlechtes sein.

Eine Institution, über deren Subvention gerade im Stadtparlament diskutiert worden ist, ist das Textilmuseum. Man könnte sich auf den Standpunkt stellen: Das ist eher eine touristische Institution, wir fördern mit den frei werdenden Mitteln lieber das freie Kulturschaffen.

BA: Die grossen Institutionen in der Stadt sind ja natür- gemäss auch «touristisch», da sie eine überregionale oder nationale Ausstrahlung haben. Das Textilmuseum ist eine herausragende Kulturinstitution und hat das Potenzial, sich noch stärker auch anderen Themen aus textil-kultureller Sicht zu widmen, etwa sozialgeschichtlichen oder ökologischen Fragen. Dass man eine so etablierte Kulturinstitution «ausrangiert», kann ich mir schlicht nicht vorstellen.

Am ersten Forum wurde mehr Fördertransparenz gefordert. Wäre es sinnvoll, offenzulegen, wer wie viele Kulturgelder bekommt?

KS: Bei allem Verständnis für Transparenz: Ich bin mir nicht sicher, ob diese Forderung von allen in gleicher Masse kommt oder ob es eher Einzelpersonen sind, die vielleicht das Gefühl haben, dass sie zu wenig bekommen. Ich zweifle, ob Zahlen allein aussagekräftig sind, denn bei der Förderung kommen jeweils viele unterschiedliche Kriterien und Überlegungen zur Anwendung.

BA: Wenn Chor X so viel bekommt und Chor Y so viel: Was macht die Öffentlichkeit mit dieser Information, ohne das konkrete Projekt zu kennen? Gleichwohl ist diese Art der Transparenz in allen Städten ein Thema – im-

mer verbunden mit der Frage, von wem der Wunsch nach Transparenz kommt. Man könnte auch transparent sein, indem man sagt, welche Beträge die Stadt je für die einzelnen Sparten, Musik, bildende Kunst, Tanz und so weiter ausgibt. Das wiederum würde aber zu Verzerrungen führen, da man in einer Sparte vielleicht eine grosse Institution mitfinanziert.

Aus Sicht der Kulturförderung also lieber weniger Transparenz?

BA: Es ist eine zweischneidige Sache. Es geht nicht um Geheimnistuerei, aber reine Fördersummen transparent zu machen, könnte zu Irritationen in der Kulturszene führen.

KS: Oder die Publikumszahlen werden plötzlich zur entscheidenden «Währung». Damit kommt man in Teufels Küche: Die einen arbeiten extrem experimentell, riskieren viel und haben vielleicht nur 20 Leute im Publikum, die anderen bewegen sich eher im Mainstream, und alle Aufführungen sind ausverkauft. Das darf nie gegeneinander ausgespielt werden, weil beides seine Berechtigung hat. Wir wollen das Schwierige, Experimentelle genauso fördern.

BA: Wichtig ist: Über die Beiträge entscheiden Fachexperten und -experten im Diskurs und anhand von allgemein anerkannten Qualitätskriterien, dem städtischen Reglement sowie Erfahrungswerten.

KS: St.Gallen hat ja den Vorteil, dass es klein genug ist, so dass wir selber und die Mitglieder der Kulturkommission häufig vor Ort sein können. Das heisst für uns auch Kulturförderung: hingehen, anschauen, was gemacht wird, und sich ein Urteil bilden.

Was ist euer Wunsch an die Kulturstadt St.Gallen? Wie auch immer: an die Politik, an das Publikum oder die Kulturschaffenden?

KS: Dass die wunderbare Vielfalt, ohne die ich gar nicht hier wäre, erhalten bleibt. Nicht nur, was die Sparten betrifft, sondern auch die institutionelle Vielfalt gegenüber der freien Szene. Das ist ungemein wertvoll und darf nicht verloren gehen, auch falls der finanzielle Druck grösser werden sollte.

BA: Vielfalt nicht nur als «viel von allem», sondern ich wünsche und hoffe, dass auch in Zukunft das Kleine oder Sperrige seinen festen Platz hat. Dass Kulturthemen nicht gegeneinander ausgespielt werden, sondern sich gegenseitig stützen. Man muss ja nicht alles toll finden, was andere machen, aber man kann es respektieren. Und dass St.Gallen neugierig bleibt für Einflüsse und Inspirationen von aussen.

Barbara Affolter ist Historikerin und war früher in der Kulturförderung beim Amt für Kultur des Kantons St.Gallen tätig. Kristin Schmidt ist Kunsthistorikerin und freie Journalistin. Seit September 2014 leiten sie zusammen die Kulturförderung der Stadt St.Gallen.

An der zweiten Forumsveranstaltung werden erste Zwischenresultate auf dem Weg zum Kulturkonzept vorgestellt und diskutiert:
3. Dezember, 18 Uhr, Lokremise St.Gallen

stadtsg.ch/forum





Diskussion in Kleingruppen



Apéro